

Rede

zur

Hundertjahrerinnerung an den Todestag

Friedrich Schillers

gehalten

in der Aula des Gymnasiums.

Ein Gedenkblatt für meine Kollegen und unsere Schüler.

Werte Kollegen mit Ihren verehrten Angehörigen!

Liebe Schüler!

Zu den Gräbern hoher Menschen treibt ein starker Zug die Liebe und Verehrung der Nachwelt. So treten auch wir jetzt im Geiste an die Gruft, die im Herzen Deutschlands die irdischen Reste eines der grössten Söhne des deutschen Volkes einschliesst. Eine liebliche Maiennacht war es, da vor nun hundert Jahren ein kleiner stiller Trauerzug den längst gebrechlichen und nun zusammengebrochenen Leib, aus dem sich der mächtige Geist Friedrich Schillers erschwungen hatte, der Ruhestätte zuführte. Der Fackeln düsterrote Glut deckte mit erhabener Würde den Schrein, in dem ein heisses Herz den Ausgang fand aus dieses Tales Gründen, das der kalte Nebel drückt. Nicht der Glocke ernste Trauerschläge geleiteten ihren Dichter auf dem letzten Wege: der Wind in den Wipfeln alter Cypressen rauschte ihm das Geleite, und die Nachtigallen in den Tälern des goldenen Thüringerlandes sangen das Scheidelied dem verstummten Sänger.

Aber der Heimatlose, der von dem harten Leben aus einem Winkel in den anderen Gestossene, er fand auch nach dem Tode zunächst keine dauernde Ruhestätte. Ein feuchtes, selbst für den Anspruch eines Toten unwirtliches Massengewölbe verschlang den Einzigen. Erst als die Einwirkung des willensstarken Mannes und gedankenmächtigen Dichterphilosophen immer breitere Schichten ergriff, da regte sich auch unabweisbar das Bedürfnis, den Resten des Leibes, der dieses hohen Geistes Wohnung gewesen, eine würdige Ruhestätte zu gewähren. Goethes Anregung brachte dem Herzoge Karl August die Pflicht nahe, die das Wort des Dichters ihm auferlegte: Es soll der Sänger mit dem König gehen. Schillers Gebeine wurden 1827 in der Fürstengruft zu Weimar beigesetzt. Im folgenden Jahre gesellte sich Karl August zu ihm, und vier Jahre später zu beiden als stiller Gast Goethe. Hier ruhen beisammen der mächtigste Herzensbeweger und der feinste Geistesveredler des deutschen Volkes, und neben ihnen der hochherzige deutsche Fürst, in dessen Hut und Huld sie dichteten und dachten.

Den greisen Grillparzer, dem ein hartes Geschick die Anerkennung ein langes Leben hindurch versagt hatte, erfreute die erste deutsche Kaiserin im Jahre 1871 mit einem Geburtstagsgruss, den sie unterzeichnete „als Freundin

deutscher Dichtkunst und als Tochter Weimars“. Der alte Dichter antwortete der Kaiserin: „Die Tochter Weimars! Ja, Majestät, dort ist trotz Main- und Rheinlinie das Vaterland jedes gebildeten Deutschen“.

Und jene vom Genius geweihte Stätte, das Wahrzeichen Weimars, die Fürstengruft umwallen heute die Gefühle und Gedanken nicht nur aller Deutschen, soweit sie gesunden Sinnes und guten Willens sind, sondern aller Menschen, soweit sie nicht noch in dumpfer Barbarei stecken,

Und doch umfasst nicht in gleicher Ausdehnung und nicht mit gleicher Stärke beide Dichturfürsten die Verehrung ihres Volkes. Der Weg zur Liebe geht durch das Tor der Erkenntnis. Goethe hatte sich aus dem Sturm und Drang der Leidenschaft bald emporgehoben zu harmonischer Beständigkeit, zu griechischer Klarheit. Alle Quellen der Bildung hatten ihm ihren Trank gespendet, alle Pforten zu den Tempeln von Kunst und Wissenschaft hatten sich ihm aufgetan; von seinen Augen hatte eine gütige Fee manchen Schleier irdischer Trübung genommen, so dass sie eindringen in die Geheimnisse der Natur wie in die Tiefen der Menschenbrust. Dieses sublimen Geistes Offenbarungen, denen die gebildeten Männer und Frauen voll Staunen und Bewunderung lauschten, sie konnten mit der sehr vernehmlichen wissenschaftlichen Note, die sie durchklingt, und der bedächtigen Kühle, die durch sie weht, den einfachen Ungelehrten nicht anziehen. Ausser etwa im Götz, im Werther, im Egmont, zumteil im Faust, wo der Mensch zum Menschen redet, lagen ihm bei Goethe die Sachen zu weit aus seinem Gesichtskreise und gingen Form und Ausdruck zu weit über sein Verstehen. Auch ergreift das Volk viel mächtiger das Dramatische als das Epische, selbst wenn seine Gestalten Hermann und Dorothea heissen, und das Lyrische bei ihm war ausser in wenigen volkstümlichen Stücken für das Volk zu fein organisiert. So blieb und wird immer zwischen Goethe und der Masse des Volkes bleiben eine Kluft, an deren Rande viele Menschen mit scheuer Ehrfurcht zu dem Bilde des Olympiers hinüberschauen, ohne zu ihm gelangen zu können. Doch die Ehrfurcht ist ein kaltes Gefühl.

Aber wie schlagen die Herzen, wie glänzen die Augen, wie weitet sich die Brust, wie hebt sich die Seele, als wüchsen ihr Flügel, wenn wir

in den Bann Schillerschen Geistes getreten sind, gelehrt und einfältig, alt und jung, hoch und niedrig. Wer hat ihn nicht vernommen, diesen eigenen, sonst nie gehörten Zauberton, den männlichen, starken, der wie von Wehr und Waffen klingt, ergreifend und fortreissend, in seinen lyrischen Offenbarungen und seinen ästhetischen Abhandlungen fast ebenso vernehmlich, wie er mächtig durch seine Tragödien braust? Wem hat er nicht die Tiefen der Seele erschüttert, dieser Schillerton, dieser Herzenston? Suchen wir sein Geheimnis zu verstehen.

Was das Menschlichste am Menschen ist und ihn auszeichnet vor aller Kreatur, das ist nicht sein Denken, denn das liegt, wie dumpf immer, auch in der Tierseele; auch nicht sein Fühlen, denn auch die Pflanze schliesst ihren Kelch der Nacht und streckt sich zum Sonnenlichte: sondern der Stempel des Menschlichen, das ist der Wille, die Fähigkeit zu selbsteigenem Handeln. So will Faust nicht den Satz stehen lassen: „im Anfange war das Wort“, sondern er übersetzt: „im Anfange war die Tat“. So schafft auch Jehovah den Menschen nicht, dass er denke oder fühle, sondern dass er herrsche. Es haben die Bewunderung aller Menschen niemals die Denker erworben, auch nicht die Künstler, weil sie nur die eine oder die andere Seite des menschlichen Wesens betätigten und anregten; sondern die, welche das ausschliesslich Menschliche, den Willen, kraftvoll durchsetzten oder männlich an den Felsen scheiterten, sind stets der Gegenstand der allgemeinen Teilnahme gewesen, wes Geschlechtes, Alters oder Standes immer die Zeugen ihrer Taten waren. Ja der starke Wille imponiert, selbst wenn er böse ist. Man erlebt es nicht bloss im romantischen Italien, dass kühne Räuber geliebt werden; und zu Napoleons eisernem Willen blickten sogar die Menschen, denen er den Fuss auf den Nacken setzte, mit Begeisterung auf.

Nun ist aber der starke, feurige Wille, der Schwung zur befreienden, erlösenden Tat der Lebensnerv in Schillers Seele, der Wille zur Freiheit, wie er ihn in dem unermüdlichen Fluge über die Hindernisse des eigenen Lebens bewährt, wie er ihn den Helden seiner Dichtungen im Kampfe mit dem Schicksal eingeflösst, wie er ihn in seinen philosophischen Abhandlungen zum Kern und Keimpunkte der Gedanken gesetzt hat, er, der das Wesen Gottes findet in dem heiligen Willen, der lebt, wie auch der menschliche wanke.

Im Vordergrund steht hier der Tragiker Schiller; denn die Kraft und die Schranken des Willens offenbart uns am deutlichsten die Tragödie.

Die grösste Tragödie aber, die wir von Schiller haben, ist das Leben Schillers.

Der feinsinnige, mit starker Phantasie im Religiösen ständige, von der Welt des Stoffes ab- und der Sphäre des Geistes zugewandte, daher entschieden der Theologie zustrebende Knabe wird von dem unglücklichen Griffе seines zwar wohlmeinenden Landesherrn in eine Studienanstalt verstossen, die für alles, nur nicht für die Theologie, Gelegenheit und Mittel bietet: in diesem Widerspruch steckt die Wurzel des Tragischen in diesem Leben. Aus der Qual juristischer Abstraktionen flüchtet sich der Knabe bei gebotener Gelegenheit in das Studium der Medizin, das doch wenigstens insofern seiner Welt näher zu stehen scheint, als der Leib irgendwie Substrat und Mittler der Seelentätigkeit ist. Der Geistersturm, der als Bote der Revolution über den Kanal her Frankreich durchbraust, er findet seinen Weg auch über die Mauern, welche die hohe Karlsschule von der Welt abschliessen sollen, bläst heftig in Schillers Feuerseele. Der Druck der engen Lebensfessel und des banaischen Drills entzündet in seinem Herzen zur brausenden Flamme den Drang nach Betätigung in den Geisteskämpfen da draussen, wie das junge Ross scharrt und steigt, wenn ferner Trompetenruf sein Ohr trifft. Das Metall seines Grimmes über die Willkür der Mächtigen, rotglühend in Leidenschaft, flutet wild in eine rohe Form. Das Gebilde trägt den Namen der Räuber. Dieser Entrüstungsschrei erregt mächtig die Geister, während der Dichter, ein subalterner und kümmerlich besoldeter Medicus bei einem nicht berühmten Stuttgarter Regimente, im Arrest sitzt, weil er ohne Urlaub in Mannheim seine Räuber über die Bühne hat schreiten sehen; auch sieht er sich dem Verbote unterworfen, anderes als Medizinisches drucken zu lassen. Hier kam es zu einem harten Kampfe der Persönlichkeit des Menschen und Eigenart des Dichters mit der Pflicht des Sohnes, des Karlsschülers, des Soldaten, der nur zu berechtigten Scheu vor der Rache des Herzogs, der Existenz. Und in der Tat, es gehörte ein stählerner Wille dazu, sich von diesen Mächten nicht brechen zu lassen. Der Regimentsarzt desertierte. Um das zu retten, was Goethe das höchste Glück der Erdenkinder nennt, die Persönlichkeit, die innere Wahrheit und Würde, warf er alles weg, Heimat und Zukunft, und betrat entschlossen den unsicheren und damals von den Dornenhecken der Demütigung und Entbehrung eingeengten Weg des um seine Geltung, um sein täglich Brot kämpfenden Literaten. In Mannheim, wo er den bergenden Hafen gesucht hatte, von kalter Ausbeutung zurückgestossen, in seiner grossen Rührigkeit mit manchem literarischen Unternehmen gescheitert, auch gezwungen, eine leidenschaftlich auflodernde Liebesflamme in seine Brust

einzipressen, fühlt er die Feder seiner Willenskraft erschlaffen, sinkt der Starke zu der Stimmung hinab, von der sein Gedicht „Resignation“ zeugt, wo er mit Hohn den Idealismus, seines Wesens Wurzel und Krone, verspottet. Dieser Selbstvernichtung entrissen durch die Hand edler Menschen, deren Herz Schiller, ihm unbewusst, durch seinen Geist gewonnen hatte, stösst er bald aus seinem Blute aus den fremden Tropfen, die Angst des Irdischen, und nun ergiesst sich sein seliges Vertrauen, die ganze Welt umfassend, voll Liebe zu dem Erhalter des als unermessliche Harmonie empfundenen Weltalls in jener glühenden Lebensbejahung, jenem dithyrambischen Lied an die Freude. Dieser Sang ist ein begeisterter Widerruf jener bangen Resignation, eine kühne Wiederherstellung des von des Lebens Angst in die Klüfte des Zweifels gescheuchten Mannes auf den Fels freudiger Kampf Stimmung und unbeugsamer Siegeshoffnung. Hier enthüllt sich uns die innerste Eigenart des Schillerschen Geistes. Vom phantastischen Schweifen in Räumen, die des Sehers Rohr nicht kennt, vom Schwelgen in Wonne und Begeisterung kehrt Schiller mit Notwendigkeit zurück zu dem, was sein Eigenstes ist, dem Aufruf des Willens, der sittlichen Werbung: Fester Mut in schweren Leiden! Wahrheit gegen Freund und Feind!

Doch konnte die zarte Freundschaft dem unersesshaften Dichter nur eine Stätte zum Ausruhen, zur Sammlung bieten. Wieder musste der Mann hinaus ins feindliche Leben, wieder stand er vor einer Entscheidung. Vor ihm lag ein Ruf als Theaterdichter in Hamburg. Dort hätte er festen Boden gewinnen können, um darauf eine Lebensstellung zu gründen. Aber die Wahrheit gegen sich selbst verschloss ihm diese Tür. Er empfand es immer dringender, dass der Dichter, dem er selbst die Aufgabe gestellt hat, das bewegte Herz wie mit dem Stabe des Götterboten zu beherrschen, das Menschenwesen zur Geisterwürde zu erheben, Welt- und Menschengeschick in seiner Seele wiederzuspiegeln, dass der Seher der tieferen Befruchtung durch die Geschichte und die Philosophie, der innigen Durchdringung mit griechischem Geiste nicht entraten kann. Und so entschloss er sich mutig, die nächsten Jahre solchen Studien zu weihen. Voll kühnen Selbstgefühls, das stets den höchsten Zielen zustrebte, ging er nach Weimar, um sich an den Grössten der deutschen Literatur zu messen. Der Ernst seiner Arbeit, der Adel seines Geistes, der Zauber seiner Persönlichkeit bringen ihm hier Ansehen und Ehren und erwerben ihm das Herz und die Hand einer Frau, deren sanftes, sinniges Umwalten ihn zu dem Glücke, dass er sich geträumt hatte, hinanführt. Doch selbst von dieser

bescheidenen Höhe folgt bald der tiefe, der donnernde Fall.

Schon hören wir den unheimlichen Schritt des nahenden Unheils. Nach kaum einem Jahre seligen Friedens in Haus und Amt wirft den Mann eine schwere Lungenentzündung nieder; ihre Folgen halten ihn längere Zeit am Rande des Grabes fest. Zwar erholt er sich wieder; doch eine bange Ahnung des Ausganges verlässt ihn nicht mehr. Und nun krochen auch wieder heran aus allen Winkeln die Nager, die Sorgen um des Lebens Not, da er nicht arbeiten konnte und dazu Ausgaben zu seiner Wiederherstellung unabweisbar waren. Mit dem Gefühle der Genugtuung denken wir heute daran, dass, wenn schon vom Auslande die Rettung kommen musste, unserer Kaiserin Urgrossvater in Verbindung mit einem dänischen wahrhaften Edelmann es war, der Deutschlands grossen Dichter und Denker in zarter, ehrerbietiger Weise vor äusserer Not sicher stellte und so den Schöpfer von Werken aufrecht erhielt, die zum köstlichsten Besitztum der Welt gehören, aber zunächst dem deutschen Volke Segen und Ehre bringen sollten, ein Volksvermögen von unversiegllicher Fülle.

Denn hier setzt erst die eigentlich fruchtbare Tätigkeit Schillers ein. Es erscheinen die Aufsätze, die seiner Beschäftigung mit der Philosophie Kants entstammen. Der engen Verbindung mit Goethe entspringen seine Balladen und seine grossen Kulturgedichte. Und nun kehrt der ausgereifte Dichter zu seiner Jugendgeliebten zurück, der tragischen Muse, die ihn an sich zieht wie ein Gebild aus Himmelshöhen. Über dem Ende des Jahrhunderts erstrahlt, wie ein Meteor den Menschen den Blick ergötzend und das Herz erschütternd, der Wallenstein; mit dem neuen Jahrhundert treten hervor unter einer mächtigen Fülle von Gesichtern jene unsterblichen Heroengestalten: die duldende Maria von Schottland, die begeisternde Jungfrau von Orleans, die düstere Braut von Messina, endlich ein Jahr vor des Dichters Tode im Tell das Volk der Hirten, dass sein Alles freudig setzt an seine Ehre. Die Reihe dieser so königlichen Schar, wie sie Banquo im Zauberspiegel sah, schliesst der auch als Torso wundervolle Demetrius.

Das sind die Taten eines Mannes mit gebrochenem Körper, den in längeren oder kürzeren Anfällen eine schleichende Krankheit niederwirft. Das sind die Werke, die seine ungebrochene Willenskraft in den Stunden, Tagen und Nächten der Linderung einem argen Schicksal abgerungen. Dieser Kampf edelsten Strebens mit dem tückischen Gegner, dieses Erlöschen eines so reichen und von grossen Entwürfen bewegten Geistes auf der Höhe mächtiger Fähigkeit am Versagen der Materie, die er immer so

gering geachtet, ergreift uns mit der tragischen Wirkung, in der, wenn sich vor uns die Geschehnisse seiner Helden erfüllen, wir erschauern.

Der Tragödie hat Schiller im Geiste Shakespeares, doch mit Beschränkung von dessen Überschwang, für uns Deutsche den Charakter aufgedrückt, den ihr die neuere Schule nicht rauben wird. Es ist eben der Charakter der Gattung. Wenn auch tiefe Kenntnis der Menschenseele, feine Beobachtung, plastische Gestaltung, was man im besseren Sinne Realismus nennt, eine nicht geringe Bewegung unserer Seele hervorbringen können, so kommen wir doch über das traurige Gegenständliche dabei nicht hinaus. Dem Helden wird sein Los, wenn uns dieses nicht gar verhüllt bleibt, von seiner Umwelt, oder ist ihm schon durch seine Abkunft bereitet: es fehlt der starke Wille, der sich aus den Klammern der Umstände zu lösen sucht. Bei den Neuern zermalmt das Schicksal nur den Menschen, bei Schiller erhebt es ihn auch; dort die pathologische, hier die pathetische Wirkung. Darum muss und wird die Tragödie zu Schillers Wurf und Weise zurückkehren, wo das Menschliche, der Wille, zu Ehren gebracht wird, wo über den fallenden Vorhang hinauf der Blick sich zur ewigen Weltordnung erhebt.

Was aber hat uns in der Jugend so mächtig an den Balladen Schillers gepackt? Neben ihrer dramatischen Anschaulichkeit, dem grossartigen Faltenwurf der Schilderungen, dem mächtigen Zauber des Wortes doch wohl die Willenskraft, das Herrische, das Heldische ihrer Gestalten: der kühne Schwimmer, dessen Mut die Liebe immer wieder dort hinüber trägt, wo der Hellespont die Wellen brausend durch der Dardanellen hohe Felsenpforte rollt; der Edelknecht, den es treibt, den köstlichen Preis zu erwerben, und stürzt sich hinunter auf Leben und Sterben; der Freund, der den Strom teilt mit gewaltigen Armen, der die raubende Rotte zurückdrängt, um seinem Bürgen das Wort zu halten; der junge Ordensritter, der den Drachen schlägt, aber nicht nur draussen auf grünem Plan, sondern auch den wilderen in der eigenen Brust.

Unter den Gedankendichtungen wirkt am bedeutendsten Das Ideal und das Leben, weil sie am tiefsten greift: der Wille wird schroff gestellt vor die Wahl zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden. Der Sklavensinn wird gebrandmarkt, der des Gesetzes Fessel verschmäh. Zerschneiden soll der Mensch der Sinne Schranken, flüchten in die Freiheit der Gedanken.

Doch nicht nur durch seine Dichtung hat der Prophet der Tat sein Volk ergriffen und mitgerissen, nicht nur durch seines Lebens Bewährung hat der Märtyrer seine sittliche Forderung beglaubigt: es hat auch der Philosoph

in seinen an Kant anknüpfenden Abhandlungen, die ein unveräusserlicher Schatz der Menschheit sind, der Potenz des Willens eine eigene freundliche, anmutige Deutung gegeben. Der Alte vom Königsberge erkannte in der Treue des Gewissens, in der unabhängigen Tat die Wurzel der Tugend, die Bewährung des Menschlichen. Aber sein Moralbegriff war grämlich und schroff; er fand die Tugend nur da, wo Pflicht und Neigung in Gegensatz geraten, und erblickte sie in dem Siege der Pflicht; die sittliche Handlung verliert in seinen Augen den Wert, sobald sie nicht der anders gearteten Neigung abgerungen ist. Dem nicht auf Streit, sondern auf Eintracht gerichteten Künstler Schiller war dieser Begriff unerträglich. Zwar vertritt auch er die Strenge der Forderung, aber er gleicht diese aus mit dem Schönheitsstreben der Menschenseele. Ihm scheint auf die Art Kants die tugendhafte Handlung, die kraftvollste Äusserung moralischer Freiheit, nur in eine Art rühmlicher Knechtschaft verwandelt. Er fragt, womit es die Kinder des Hauses verschuldet hätten, dass Kant nur für die Knechte Sorge, im Sinne und fast mit dem Ausdruck des Sokratikers Xenophon: τοσοῦτον δὲ διαφέρειν δεῖ τῶν δούλων, ὅσον οἱ μὲν δούλοι ἀκοντες τοῖς δεσπόταις ὑπηρετοῦσιν, ἡμᾶς δὲ, εἴπερ ἀξιούμεν ἐλεύθεροι εἶναι, ἐκόντας δεῖ ποιεῖν ὃ πλείστου ἀξίον φαίνεται εἶναι. Beiden ist die Tugend eine Neigung zu der Pflicht. Schiller stellt den Begriff des harmonischen Menschen auf, der seinen Willen nur in der Richtung der Pflicht zu begehren gewöhnt habe, so dass dann dem Affect ohne Scheu die Leitung des Willens überlassen werden dürfe. In einer schönen Seele harmonieren Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung. Im Grunde haben wir hier den Unterschied in der Stellung des Menschen zum Göttlichen, wie sie nach der Zeit, wo der Mensch „unter dem Gesetz war“, insbesondere die Paulinische Empfindung erfüllt. Kants kategorischer Imperativ stellt den düstern Streiter „in seiner Blöße“ hart „vor des Gesetzes Grösse“; aber Schillers harmonischer Mensch, der „die Gottheit aufgenommen hat in seinen Willen“, ruft lächelnd im sicheren Gefühle des Friedens und der Kindschaft hinauf zum Weltenthron: Abba, lieber Vater! (Galater 4, 4 ff.).

Diese wie der Äther reine und feurige, diese sanfte und doch so markige Empfindung von Pflicht und Freiheit, von der Herrschaft des sittlich gerichteten Willens über die dumpfe Realität des Lebens, sie hat sich heiligend verbreitet wie ein Hauch von Himmelsluft über die Jünglinge, die zu den Füßen dieses Lehrers sassen, über die Männer, die seiner Freundschaft gewürdigt wurden, über die Frauen, die sein Preis erhob. Dieses „Eigenstes, was ihm allein gehört“, Goethe

bezeugt es zehn Jahre nach des Gewaltigen Tode, dass es sich schon längst verbreitete in ganze Scharen. Diesen Scharen trug der Geist Schillers die Fahne vor in den Kämpfen, die dem korrischen Übermenschen die Freiheit des deutschen Landes abrangen; diese Scharen hielt Schillers Mut aufrecht, als das zerrissene deutsche Volk sehnstchtig seiner Einigung entgegenharrte — wer den hundertsten Geburtstag Schillers erlebt hat, vergisst es nie; diese Scharen beseelte Schillers Pflichtgefühl, befeuerte Schillers Tatkraft im Kampfe für die deutsche Kaiserkrone — wer dabei war, bezeugt es.

Wie beschämend, dass in Schillers Deutschland die Philosophie, die auf Verneinung des Willens zum Leben gerichtet ist, soweit Platz greifen konnte. Wie hässlich auch, dass der jenseits von Gut und Böse stehende diabolische Philosoph unseren herrlichen Schiller unter dem Beifall seiner Adepten als den Moraltrumpeter verhöhnen durfte. Freilich, zieht man das Bild ab, so trifft selbst dieser Hohn das Rechte: es hat niemals ein Rufer im Streit seine Stimme in Dichtung, Geschichtschreibung und Philosophie gleich glühend, gleich eindringlich erhoben zum Schutze der heiligsten Güter, Religion, Vaterland, Freiheit in Schönheit, zum Kampfe gegen Bosheit, Feigheit, und Unnatur.

Diesen Kampf zu kämpfen gilt es heute mehr als jemals, wo der stürmische Fortschritt der Zivilisation durch die Wunder der Technik die Seelen der Menschen bestrickt und die Wertung der Güter verwirrt hat. Zwar leuchtet das Ideale in selbsteigenem Glanze so gebieterisch, dass nur dämonische Geister dieser Sonne Klarheit zu leugnen oder ihr Licht und ihre Wärme als Täuschung zu verspotten wagen. Aber ein grosser Schwarm schwacher Genussmenschen hängt ihnen an, die sich bei hellem Tage der Verehrung sittlicher Grösse nicht versagen können, aber in ihrer stillen Kammer sie belächeln. Dem nicht bloss nach äusserlichen Kennzeichen urteilenden Beobachter kann sich die Wahrnehmung nicht entziehen, dass die tieffinnere Feststimmung, das echte Dankgefühl, die ernst strebende Erhebung des hundertsten Schillergeburtstages von der heutigen Todeserinnerung nicht erreicht wird; dass dort eine spontane Äusserung aus dem Volksgemüt hervorbrach, die heute der Anregung zu bedürfen scheint. Unsere Zeit, die in heissem Bemühen der Herstellung und Verteilung stofflicher Güter, der unbegrenzten Kapitalbildung, der Ausbeutung und deren Abwehr zugewandt ist, aber Kulturwerte, Harmonie und Glücksgefühl, zu erzeugen nicht imstande ist, wie soll sie ehrlich Schiller feiern, wenn sie Schiller nicht mehr versteht? Wie mancher mag sich heute von einer Schillerfeier nicht ausschliessen, weil

er sich schämt, es zu tun? Πολλοὶ μὲν ναρθήκοφοι, Βάκχοι δὲ γε παῦροι. Diese Scham aber ist ein grosses Opfer den Manen des grossen Menschen.

Doch die lärmende Jagd nach dem Glücke, die Unrast, die die Einkehr stört in des Herzens heilig stille Räume, sie wird, wenn einmal die neuen Formen für das neue Leben gefunden sind, abfluten, und die Zeit muss kommen, da nicht allein unser Volk, sondern die Völker zu der ewigen Quelle sittlicher Wiedergeburt, die in unseres Friedrich Schiller Werken rauscht, pilgern und dort Labung und Gesundheit trinken werden. Schon erfüllt sich die neue Welt jenseits des Meeres, die dem Stofflichen unentreissbar verfallen schien, in überraschendem Eifer und weitem Masse mit Schillers Geiste. Und wie der edle Horaz bei dem Bemühen, die alten Römertugenden in sein entnervtes Volk zurückzuführen, das von der Revolution verwüstete Geschlecht der Alten aufgab und seine Römerorden hoffnungsvoll sang den Jünglingen und Jungfrauen; so hoffen auch wir auf ein Geschlecht, das die Schillerbegeisterung seiner Jugend nicht in grauen Haaren belächle, das lebe und webe in dem nicht sehnstchtig weichen, sondern kräftig aufbauenden Schilleridealismus, das sich fröhlich mühe in der

Beschäftigung, die nie ermattet,
Die langsam schafft, doch nie zerstört,
Die zu dem Bau der Ewigkeiten
Zwar Sandkorn nur für Sandkorn reicht,
Doch von der grossen Schuld der Zeiten
Minuten, Tage, Jahre streicht.

Die Besten halten fest an der Überzeugung, dass das deutsche Volk als der Lehrling, aber auch der Erbe der Griechen berufen ist, in dem Wanken und Wirren der Welt den Tempel zu hüten, in dem der Ideale Bilder aufrecht stehen, und das letzte Wort Heinrich Heines:

Stets wird geschieden sein der Menschheit Heer
In zwei Parteien, Barbaren und Hellenen,
zuschanden zu machen. Denn auch heute noch steht der Deutsche geachtet vor den Völkern, auch wo sie seiner spotten möchten, in seiner Rechtlichkeit, seiner Schaffensfreude, seinem Zuge zum Erhabenen sub specie aeterni, über dem robusten und rücksichtslosen Engländer, über dem feinen, aber zu schwer in die Fesseln des Irdischen verstrickten Franzosen. In dieser Würde aber trägt und hebt ihn der starke Unterstrom des Geistes, der von Emanuel Kant, von Wolfgang Goethe, von Friedrich Schiller sich in unser Volk ergiesst. Das Volk, dem diese Heroen den Ehrentitel des Volkes der Dichter und Denker erworben und vererbt haben, es wird nicht im gebückten Ringen um Güter, die Rost und Motten verzehren, gänzlich sein stolzes ζῆλον aufgeben, den Anspruch, dass der Menschheit Würde in seine Hand gegeben ist,

nicht um ein Linsengericht verkaufen das vornehme Recht der Erstgeburt.

Der mächtige Heros Schiller, der Rastlose, Treibende, Werbende, er wird wieder sein Volk, er wird die Welt gewinnen. Sein Grab ist nicht mehr in die Schleier der Wehmut gehüllt: ein starkes Licht strahlt von ihm aus, das der Menschen Augen aufhellt in Er-

kenntnisfreude und ihr Herz erwärmt zu freier selbstloser Tat. Die Fürstengruft umwebt das Wort des alten Elegikers *Οὐδὲ τεθνᾶσι θανόντες*: sie sind gestorben, aber sie leben mächtig. Heinrich Voss sagte an der Bahre Schillers: „Er scheidet, aber er kehrt zurück, und dann bleibt er ewig unter uns“.

Robert Buchholz.

bezeugt es zehn Jahre nach des Gewaltigen Tode, dass es sich schon längst verbreitete in ganze Scharen. Diesen Scharen trug der die Fahne vor in den Kämpfen, sischen Übermenschen die Freiheit Landes abrangen; diese Scharen Mut aufrecht, als das zerrissene d sehnstüchtig seiner Einigung entge wer den hundertsten Geburtstag Sch hat, vergisst es nie; diese Sch Schillers Pflichtgefühl, befeuerte Schi im Kampfe für die deutsche Kaiserl dabei war, bezeugt es.

Wie beschämend, dass in Schillers die Philosophie, die auf Verneinung zum Leben gerichtet ist, soweit konnte. Wie hässlich auch, dass von Gut und Böse stehende diabolisc unseren herrlichen Schiller unter seiner Adepten als den Moraltrompet durfte. Freilich, zieht man das Bild selbst dieser Hohn das Rechte: es ein Rufer im Streit seine Stimme Geschichtschreibung und Philoso glühend, gleich eindringlich erhoben der heiligsten Güter, Religion, Vaterl in Schönheit, zum Kampfe gegen Bosl und Unnatur.

Diesen Kampf zu kämpfen g mehr als jemals, wo der stürmische der Zivilisation durch die Wunder die Seelen der Menschen bestrickt u tung der Güter verwirrt hat. Zwar Ideale in selbsteigenem Glanze so dass nur dämonische Geister dieser Sc zu leugnen oder ihr Licht und ihre Täuschung zu verspotten wagen. Aber Schwarm schwacher Genussmenschen an, die sich bei hellem Tage der sittlicher Grösse nicht versagen könn ihrer stillen Kammer sie belächeln. bloss nach äusserlichen Kennzeichen Beobachter kann sich die Wahrneh entziehen, dass die tiefinnere Festst echte Dankgefühl, die ernst strebend des hundertsten Schillergeburtstages tigen Todeserinnerung nicht erreicht dort eine spontane Äusserung aus gemüt hervorbrach, die heute der A bedürfen scheint. Unsere Zeit, die Bemühen der Herstellung und Verte licher Güter, der unbegrenzten Ka der Ausbeutung und deren Abwehr ist, aber Kulturwerte, Harmonie und G zu erzeugen nicht imstande ist, wie so Schiller feiern, wenn sie Schi mehr versteht? Wie mancher mag sich heute von einer Schillerfeier nicht ausschliessen, weil

er sich schämt, es zu tun? Πολλοὶ μὲν ναρθηκοφόροι, Βάκχοι δὲ καὶ παῖδες.

Diese Scham aber ist ein anen des grossen Menschen. nde Jagd nach dem Glücke, Einkehr stört in des Herzens sie wird, wenn einmal die as neue Leben gefunden sind, eit muss kommen, da nicht sondern die Völker zu der ichter Wiedergeburt, die in iller Werken rauscht, pilgern d Gesundheit trinken werden. die neue Welt jenseits des lichen unentreissbar verfallen dem Eifer und weitem Masse

Und wie der edle Horaz die alten Römertugenden in zurückzuführen, das von der e Geschlecht der Alten aufgab en hoffnungsvoll sang den frauen; so hoffen auch wir das die Schillerbegeisterung in grauen Haaren belächle, e in dem nicht sehnstüchtig äftig aufbauenden Schiller- fröhlich mühe in der die nie ermattet, hafft, doch nie zerstört, u der Ewigkeiten nur für Sandkorn reicht, grossen Schuld der Zeiten Jahre streicht.

st an der Überzeugung, dass ls der Lehrling, aber auch n berufen ist, in dem Wanken den Tempel zu hüten, in er aufrecht stehen, und das Heines:

den sein der Menschheit Heer Barbaren und Hellenen, en. Denn auch heute noch geachtet vor den Völkern, spotten möchten, in seiner chaffensfreude, seinem Zuge specie aeterni, über dem tslosen Engländer, über dem in die Fesseln des Irdischen m. In dieser Würde aber der starke Unterstrom des anuel Kant, von Wolfgang h Schiller sich in unser Volk, dem diese Heroen Volkes der Dichter und d vererbt haben, es wird ingen um Güter, die Rost en, gänzlich sein stolzes

ἀξίωμα aufgeben, den Anspruch, dass der Menschheit Würde in seine Hand gegeben ist,

© The Tiffen Company, 2007

TIFFEN® Gray Scale

M

Y

C

K

G

W

B

G

R

19

18

17

16

15

14

13

12

11

10

9

8

7

6

5

4

3

2

1

